

Leseprobe

Jenny Aloni – Heinrich Böll

Briefwechsel

Ein deutsch-israelischer Dialog

Herausgegeben und bearbeitet
von Hartmut Steinecke
unter Mitarbeit von
Fritz Wahrenburg



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2013

Abbildungen auf dem Umschlag:

Jenny Aloni, 1971 / Heinrich Böll, April 1982

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der



LWL – Literaturkommission für Westfalen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Für die Menschen.

Für Westfalen-Lippe.

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2013
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-89528-997-2
www.aisthesis.de

INHALT

Vorbemerkung.....	7
Briefe 1960-1985.....	9
Anhang	135
Kommentar	149
Briefe 1960-1985.....	151
Anhang	203
Nachwort: Der Briefwechsel Jenny Aloni – Heinrich Böll Ein deutsch-israelischer Dialog.....	207
Abbildungen	231
Verzeichnis der Abkürzungen.....	244
Verzeichnis der Briefe und Beilagen	245
Verzeichnis der Anhänge	248
Personenregister	249

1. JENNY ALONI AN HEINRICH BÖLL

Gane Jehuda, den 27. März 1960

Sehr geehrter Herr Böll,
die Begegnung mit Ihnen und Ihrer Frau war der Anlass, dass ich mich nach unserer Rückkehr nach hier Anfang Dezember hinsetzte und ein Buch schrieb. Ich sende es mit gleicher Post an Fräulein Zander mit der Bitte, es an Sie weiterzuleiten. Sollte es zur Veröffentlichung Ihrer Meinung nach geeignet sein, so bitte ich Sie, mir einen Verlag zu nennen, dem ich es vorlegen könnte, denn ich bin in dieser Angelegenheit vollkommen unwissend. Ich hoffe, es geht Ihnen und Ihrer Familie gut. Sollten Sie einmal etwas Zeit finden, so würde ich mich freuen, von Ihnen zu hören. Einen Gruss von Esra Ruth und mir an Sie und Ihre Angehörigen Ihre

Jenny Aloni

Um unser kleines Haus herum grünt und blüht jetzt das Land. Gestern fanden Ruth und ihre Freundin wilde Gladiolen.

J.

2. HEINRICH BÖLL AN JENNY ALONI

Köln-Müngersdorf 23.5.60.

Liebe Frau Aloni,
wir hoffen – meine Frau und ich, dass Sie uns das lange Schweigen werden verzeihen können. Es gäbe zahlreiche Gründe anzuführen für dieses unverzeihlich lange Schweigen: Krankheit, Reisen, Krankheit, Reisen – meistens beides – dazu eine allgemeine Überschwemmung mit Korrespondenz, die meistens dazu führt, dass man die Briefe, die man schreiben sollte, gerade nicht schreibt.

Ich bin einfach auf eine Weise erschöpft, durch lange Krankheit und intensive Arbeit, dass ich Sie um Geduld und Verzeihung bitten muss, Verzeihung auch dafür, dass wir Ihnen nicht einmal für Ihr Weihnachtsgeschenk gedankt haben. Ich hoffe, dass Fräulein Zander bei Ihnen um Geduld für uns plädiert hat. Ich habe noch nicht Zeit genug gefunden, Ihre Manuskripte mit jener Musse zu lesen, die notwendig wäre, Ihnen präzise darüber zu schreiben. Nun fahre ich für drei Monate nach Irland, werde mich dort mit Bü-

chern und Manuskripten vergraben, auch selbst – aber nur sehr wenig – arbeiten und von dort aus werde ich Ihnen genau, ausführlich und mit jener Freundschaft schreiben, die ich seit Ihrem Besuch bei uns empfinde. Ihren Roman habe ich nur flüchtig anschauen können, da mir daran lag, ihn möglichst bald auf den Weg zu schicken: er ging gestern an Herrn Maschner bei der Deutschen Verlagsanstalt und ich bin sicher, dass Herr Mascher Ihnen genauestens darüber schreiben wird. So kann ich nur Ihre Erzählungen, Gedichte, die kurze Prosa mit nach Irland nehmen – von dort hören Sie mehr: auch Praktisches, wohin Sie (oder ich) die Manuskripte evtl schicken können. Es freut mich, dass Ihr Besuch hier den Roman zur Folge gehabt hat: soweit ich mir ein Urteil erlauben kann, ist es eine sehr gute, geschlossene Arbeit, der ich viel Chancen gebe. Sobald Herr Mascher das Manuskript gelesen hat, würde ich es gern in Ruhe lesen.

Sie verzeihen uns – hoffe ich – aus Irland mehr
sehr, sehr herzlich Ihr Heinrich Böll

3. JENNY ALONI AN HEINRICH BÖLL

Gane Jehuda, den 24.5.1960.

Sehr geehrter Herr Böll,
inzwischen werden Sie meinen Brief erhalten haben (hoffentlich auch das Israelbuch, welches ich durch ein Geschäft im Dezember direkt an Sie schicken liess.). Frl. Zander schrieb mir, dass sie Ihnen „Hagar“ sandte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie vor Ihrer Irlandreise das Manuskript sowie all das andere Material, welches sich bei Ihnen befindet, an Frl. Zander, Aachen postlagernd senden würden, auch wenn es Ihnen aus Zeitmangel noch nicht möglich war, es zu lesen. Ich besitze leider nur wenige Abschriften. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise und viel Erfolg für Ihre weitere Arbeit. Einen herzlichen Gruss an Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder

Ihre
Jenny Aloni

4. JENNY ALONI AN HEINRICH BÖLL

Gane Jehuda, den 25.5.1960

Lieber Herr Böll,
gerade gestern schrieb ich Ihnen und bat Sie, die Manuskripte vor Ihrer Irlandreise an Frl. Zander zu senden, denn, um die Wahrheit zu gestehen, ich hatte die Hoffnung aufgegeben, je von Ihnen zu hören, und es war mir unangenehm, aufdringlich zu scheinen. Auch dachte ich nicht, dass Sie in Irland, (Frl. Zander schrieb mir von Ihren Reiseplänen) Zeit zum Durchlesen finden würden. Natürlich können Sie die verschiedenen Sachen noch bei sich behalten. Für Ihre Bemühungen um mich danke ich Ihnen sehr. Ich schreibe jetzt an einer Erzählung, soweit die Hitze hier, unter der ich immer sehr leide, es mir ermöglicht. Ich hoffe, Sie sind nun ganz wieder gesund. Frl. Zander sandte mir Ihr „irisches Tagebuch“. Es hat mir gefallen, aber nicht so gut wie die Erzählungen, welche Sie mir in Köln gaben und „Wo warst du, Adam“. (Das ist leider vorläufig alles, was ich von Ihnen kenne.) Vielleicht deshalb weil man aus den beiden letzten das aufwühlende Erleben herausspürt. Ich könnte mir denken, dass das „I. T.“ guten Erfolg hat, weil es sich so glatt dahinliest (manchmal für mein Empfinden, vielleicht ist diese Kritik unberechtigt, zu glatt, zu poliert) und keinerlei Ansprüche an den Leser stellt. Es erinnert mich an manche Bücher über Israel, die (zum Teil mit viel weniger schriftstellerischem Können geschrieben) das gleiche kritiklose Wohlwollen enthalten, welches in einer Reisebeschreibung mir genau so gefährlich scheint wie jene andere von Ihnen mit Recht verurteilte Einstellung, die alles mit zuhause vergleicht und das Zuhause über alles schätzt. Übrigens sprach ich vor kurzem mit dem Lektor eines hiesigen Verlages, der, so glaube ich, im allgemeinen nicht sehr Deutschen freundlich eingestellt ist. Er hält Ihre Bücher für sehr interessant. Darf ich etwas ganz Offenes schreiben? Einen Wunsch für Sie, zu dem ich im Grunde keine Berechtigung habe? Ich tue es und hoffe, Sie verstehen es so gut und so ehrlich wie es gemeint ist. Frl. Zander sandte mir Zeitungsausschnitte, aus denen hervorgeht, dass Sie grossen Erfolg hatten. Das freut mich für Sie. Aber ich wünsche Ihnen, er soll Sie nicht verderben, Sie nicht zum Modeschriststeller eines satten Deutschlands machen. Seien Sie sein Gewissen. Nochmals bitte ich Sie und Ihre Frau diese offenen aber,

so darf ich sagen, aufrichtig gemeinten Worte zu verstehen wie sie gemeint sind. Ich grüsse Sie und Ihre Familie sehr herzlich

Ihre Jenny Aloni

Von Esra und Ruth einen Gruss.

5. JENNY ALONI AN ANNEMARIE UND HEINRICH BÖLL

Gane Jehuda

Doar Jahud

Israel

28.7.1960

Liebe Frau und Herr Böll,

vielen, vielen Dank für das Buch. Ich verstehe, dass es eine Antwort auf meinen Brief ist. Auf Grund von „Billard um halb zehn“ war meine Kritik unberechtigt. Es nimmt sie vorweg. Manchmal beim Lesen war ich erstaunt, wie Sie, Herr Böll, der Sie dort leben, zu einer so kritisch verstehenden Sicht zu gelangen vermochten wie sie sich jemanden, der wie ich von aussen zuschaut (und doch auch wieder nicht ganz von aussen) aufzwingt. Ich möchte gern Ihr Buch in hebräischer Übersetzung sehen, denn ich meine, dass es dem Leser hier etwas zu sagen hat. Sollten Sie darin interessiert sein und sollte ich dabei behilflich sein können, so bin ich gern dazu bereit. – Juli, August sind die heissesten Monate hier, und dieses Jahr ist keine Ausnahme. Ich vermag nur wenig zu arbeiten, schreibe ein wenig und habe mir „Hagar“ wieder vorgenommen, verbessere und forme um. Von Fräulein Zander hören wir regelmässig. Sie hat jetzt eine Wohnung in München gefunden. Hätten Sie nicht Lust, einmal hier nach Israel zu kommen. Ich schlage den Frühling vor, März, April. Ich schrieb es schon einmal. Sie entgegneten nicht darauf. Ich weiss nicht, ob Sie jetzt alle in Irland oder schon wieder zurück in Köln sind. Aber ich nehme an, dass dieser Brief Sie erreicht. Einen herzlichen Gruss an Sie und Ihre Kinder von mir meinem Mann und Ruth

Ihre Jenny Aloni

Beiliegend einige Marken für die Kinder, falls sie sammeln.

6. HEINRICH BÖLL AN JENNY ALONI

Dugort 27.8.60

Liebe Jenny Aloni, inzwischen habe ich alles gelesen und werde Ihnen von Köln aus ausführlich schreiben. Jetzt mitten im Aufbruch, im Packen habe ich nicht die nötige Konzentration. Ich bin sehr froh, daß Sie mein Buch als Antwort richtig verstanden haben und mir wegen der langen, langen Verzögerung meiner Antwort nicht böse sind. Hier fand ich auch nicht viel Ruhe, weil ich dummerweise mich hatte überreden lassen, an einem Film mitzuarbeiten: verlorene Zeit und immerhin eine gute Lehre. Meine Frau wurde hier krank, nicht schlimm, aber traurig für sie, weil ein Teil der Ferien draufging. Die Marken für meinen Sohn liegen nun in Köln. Vielen herzlichen Dank! Er sammelt viel. Von Köln aus mehr.

Sehr herzliche Grüße von uns
allen Ihr Heinrich Böll

7. HEINRICH BÖLL AN JENNY ALONI

Köln-Müngersdorf den 18.9.60

Liebe Jenny Aloni,
diesen Brief will ich nicht wieder mit einer Aufzählung der Gründe für seine Verspätung beginnen. Es würde Sie langweilen, die Gründe zu erfahren und mich, sie aufzuzählen. Gewiss hätte ich mich der freundschaftlichen Pflicht, Ihnen etwas zu Ihren Manuskripten zu schreiben, rascher entledigen können, ohne Ihre Geduld zu strapazieren und Ihre Freundschaft durch eine so lange Wartezeit aufs Spiel zu setzen. Aber ein bequemes generelles Lob, mit dem ich Sie „los“ gewesen wäre, wäre mir schon bevor ich Sie kennen lernte, unmöglich gewesen, und der Rat, den ich gewöhnlich jungen Leuten gebe, die mir Manuskripte schicken und um ein Gutachten bitten, der Rat: Wer schreiben will, den wird niemand daran hindern, auch nicht der Misserfolg – den kennen Sie ohnehin, praktizieren ihn mit einer bewundernswerten Zähigkeit – und nachdem ich Sie kennen gelernt hatte, war es mir vollkommen unmöglich, Sie mit irgendwelchen Höflichkeiten (oder Unhöflichkeiten) abzuspeisen. Über all das hinaus kommt noch etwas ande-

res, etwas, das ich schicksalhaft nennen möchte, hinzu: unsere Gleichaltrigkeit, und die Tatsache, dass Ihre ersten Manuskripte die gleiche Jahreszahl tragen wie meine: 1937.

Vielleicht bin ich aus allen diesen Gründen auch ein so empfindlicher Richter, Beurteiler, denn ich suche in Ihren Manuskripten natürlich jene Jahre, die für mich die entscheidendsten waren: Die Jahre zwischen 1933 und 1939, als all das, was man bis dahin noch [in] irgendeiner Form Deutschland nennen konnte, starb, oder ins Ausland gezwungen wurde.

Es ist eine tragische, auf eine bittere Weise ironische Tatsache, dass viele deutsche Juden, die noch emigrieren konnten, das Deutsche mitgenommen haben und dass dieses Deutsche mit seiner Grösse und seiner Schwäche nur noch da zu finden ist, wo deutsche Juden im Ausland leben (deutsche nenne ich jeden, dessen Muttersprache deutsch ist – und jüdisch habe ich immer nur als Religionsbezeichnung verstehen können) welche Nationalität man gerade hat, ist ausser für den, der schreibt, also mit der Sprache zu tun hat, sowieso gleichgültig). So finde ich in Ihrer Prosa, in den Gedichten und Theaterstücken die Grösse jenes Deutschland, das es nicht mehr gibt, den Idealismus, die Gedanklichkeit – aber auch die Schwächen, etwas vollkommen Unsinnliches, Unkonkretes, und – verzeihen Sie – Undiszipliniertes. Selbst da, wo es der „sinnlichen“ Vokabeln, Adjektive genug gibt – etwa im „Entschluss“ oder in „Jenseits der Wüste“, bleibt das Gedankliche überwiegend, und in einer Geschichte, die ich mir ungeheuer packend und wichtig vorstellen könnte, „Die Lebensgeschichte des Franz Fackenheim“ – überwiegt das Konstruktive zu sehr. Gewiss ist Kunst nicht einfach da (so wie man einen Schnaps eingiesst) sie ist „künstlich“, irgendwie muss sie ja „gemacht“ sein, aber an Ihrer Prosa finde ich als Leser des „gemachten“ zuviel und als Kollege dessen zu wenig. Es mag daran liegen, dass fast alle Manuskripte, die ich gelesen habe (den Roman habe ich nur geschmeckt, dann wieder wegschicken müssen – ich hätte ihn gern einmal zurück) einen moralischen Konflikt darstellen, und solches darzustellen, ist besonders schwer, da man die Gedanken so in Fleisch kleiden muss, dass man sie nicht mehr als solche erkennt.

Am wenigsten spürbar ist der Gedanke in „Jenseits der Wüste“, weil der Konflikt – oder wie Sie es nennen mögen – in eine Umgebung verlegt ist, in die er genau hineingehört; im Milieu, in Ort und Zeit ist [er] genau dort hingesezt, wo er hingehört und ich glaube,

deshalb hat diese Geschichte mich am tiefsten beeindruckt, ist mir der „Konflikt“, den sie zum Gegenstand hat, erst viel später aufgegangen. Das einzig störende daran ist eine Winzigkeit: die Du-form. Sie hält die Geschichte zu sehr im Selbstgespräch, im Privaten, ich glaube eine klare Ichform oder ein distanzierendes „sie“ würde ihr guttun. (Ich selbst habe die Ich-Form in vielen Geschichten nur deshalb gewählt, weil sie mir als die sicherste Form erschien, mir den Inhalt völlig zu „entfremden“, ich habe die „er-Form“ immer als viel aufdringlicher, viel persönlicher empfunden.)

Was in der Prosa eher als Schwäche spürbar ist, erscheint mir in den Stücken als Stärke. Ich bin sicher, dass das Theater Ihr eigentliches Feld ist (ich werde dieses Urteil sofort zurücknehmen, wenn ich Ihren Roman gelesen habe und dabei zu einer anderen Erkenntnis komme). Eine Person auf der Bühne hat etwas überzeugendes, sie hat schon durch das Bühnenbild ihr „Milieu“ das im Roman jeweils erst zu erstellen ist, und das Gedankliche die eigentliche Mitteilung ist das Wichtigste, und das Symbolische hat mehr Aussicht, Fleisch, mit der Person eins zu werden, ganz real. Was mich stört – Sie werden meiner Mäkeleien inzwischen überdrüssig sein – ist die historische Verkleidung. Gewiss ist die biblische Umgebung für das Pathos Ihrer Gestalten so zutreffend wie das Klima der französischen Revolution, es überrascht mich aber, dass Sie nicht jene Tragödie in der Schublade haben oder hatten, die Sie schreiben sollten, von der Ansätze in manchen Ihrer Geschichten und Gedichte vorhanden sind; jene Tragödie, deren Arbeitstitel vielleicht heißen könnte: Am Beispiel Paderborns. Nicht notwendigerweise realistisch aber konkret. Ich habe es nie begriffen, dass dieses Drama noch nicht geschrieben ist – und warum schreiben Sie es nicht? das Drama, in dem Gedanken und Ideale mörderisch wurden? Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verletze, damit an Dinge rühre, an die Sie nicht gerührt haben wollen. Aber dieses Stück fehlt in diesem Lande hier.

Ich werde in den nächsten Tagen Ihre Stücke dem Leiter des Theaterverlages bei Kiepenheuer und Witsch geben, der ständig auf Reisen, mit allen Theaterleuten in Verbindung ist. Ich warte nur auf Ihren Bescheid, ob Sie mich bevollmächtigen, Ihre Geschichten und Stücke dorthin zu senden, wo ich glaube, dass man sich wirklich mit ihnen beschäftigt. Das würde voraussetzen, dass Sie mir, sobald Sie Zeit haben, einmal schreiben, wo Ihre Manu-

skripte schon gewesen sind. Es würde mich sehr freuen, wenn ich irgendwo etwas zustande brächte, ich bitte Sie nur um Geduld.

Ihre herzliche Einladung zu einem Besuch halten wir fest. Wann sich die Gelegenheit ergibt, sie wahrzunehmen, das ist so schwer abzusehen. Ich reise zwar gern, und immer wieder lockt mich die Strasse, aber es drängt mich so heftig zur Arbeit, dass ich wahrscheinlich sogar schon zugesagte Besuche und Reisen absagen muss. Eines Tages werden wir kommen. Ich glaube, durch die Lektüre Ihrer Manuskripte und durch Ihren, wenn auch einzigen und kurzen Besuch hier, mit Ihnen ein wenig vertraut zu sein. Wir, meine Frau und ich sprachen sehr oft von Ihnen und wir würden Sie gern wiedersehen, Ihren Mann und Ihre Familie kennen lernen. Schreiben Sie mir bitte, sobald Sie Zeit finden und nehmen Sie von uns allen sehr herzliche Grüsse und Wünsche

Ihr
Heinrich Böll

8. JENNY ALONI AN HEINRICH BÖLL

Gane Jehuda/Doar Jahud
Israel
26.9.1960.

Lieber Heinrich Böll,
nehmen Sie, dass ich Ihnen so umgehend antworte, als ein Zeichen, wie sehr ich mich über Ihren Brief gefreut habe. Auch noch meinen Dank für die Karte aus Irland. Jetzt wird es allmählich etwas kühler hier. Das ermöglicht es mir, wieder etwas intensiver zu arbeiten. Der Aufenthalt in Europa hat mir wieder einmal bewiesen, wenn es eines solchen Beweises noch bedurft hätte, dass ich hier zuhause bin, ganz einfach zuhause ohne jede Ideologie oder Ismus. Es war nicht immer so. Ich denke, Sie und Ihre Frau werden in nicht allzu ferner Zeit einmal nach hier kommen. Dann werden Sie mich besser verstehen, als ich das in Worten erklären kann. Mein Judesein kann für mich nicht, wie Sie meinen, Religion bedeuten, denn ich habe keine Religion. Auch das ist nicht einfach so hingesagt, sondern das Ergebnis langer innerer Auseinandersetzung. Ich bin aber dennoch Jüdin. Es muss also noch etwas Anderes geben, was mich dazu macht. Ob Sie es Schicksal, Volk, Rasse oder wie sonst nen-

nen, ist gleich. Ich bin auf dieses mein Judesein nicht stolz so wie ich mich dessen nicht schäme. Es haftet mir an wie mein Menschsein, fraglos und unabänderlich. Dieses meines Judeseins wegen ist es gut hier zu leben, denn hier ist das einzige Land – überrascht es Sie, wenn ich das sage? – wo ich vergessen kann, dass ich Jüdin bin. Dennoch haben Sie recht, wenn Sie sagen, dass die deutschen Juden ihre deutsche Kultur mitnahmen und bewahrten in einer Zeit, in der sie in Deutschland selbst fast unterging. Viele meiner Erzählungen und auch „Hagar“ sind irgendwie eine Auseinandersetzung zwischen mir und dem was in Deutschland geschah. Aber sie hatten nur die Absicht innere Tatsachen aufzuzeigen. Wenn sie eine Moral haben, so ist das völlig unbeabsichtigt. Übrigens habe ich schon einmal ein kleines Drama geschrieben, welches diese Vergangenheit berührt. Ich liess es dann aber unfertig, liegen aus Gründen, welche ich inzwischen vergessen habe. Wenn ich Zeit finde, werde ich es vielleicht einmal fertig schreiben. Ich bat Frl. Zander gestern Ihnen ein Exemplar von „Hagar“ zu senden. Leider habe ich seit einigen Wochen nichts von ihr gehört und hoffe nur, dass sie nicht krank ist. Was „Hagar“ betrifft, so denke ich daran, noch ein Kapitel über die Bekanntschaft zwischen Hagar und Elisabeth in Deutschland hinzuzufügen. Ob das Buch etwas taugt, kann ich selbst nicht beurteilen. Es würde mich sehr interessieren was Sie und Ihre Frau darüber denken. „Hagar“ ist vom Rowohlt Verlag, der Deutschen Verlagsanstalt und dem Nymphenburger Verlag München abgelehnt worden. Es liegt noch bei Dr. Macher, welcher inzwischen für den Eckhartverlag arbeitet. „Das Budenspiel“ ist von dem westdeutschen Fernsehen, Köln abgelehnt worden. Einige Sachen haben vor Jahren einmal dem Fischerverlag vorgelegen. „Die Brandstiftung“ hat, so glaube ich, einmal der deutschen Rundschau vorgelegen. Das ist, soweit ich mich erinnere alles, es sei denn dass Frl. Zander noch jemandem etwas gezeigt hat, aber ich denke nicht. – Was Sie über die Du-Form in „Jenseits der Wüste“ schreiben, sagte Esra auch und ich verbesserte es sogar schon in einem Exemplar. Haben Sie die kleine Erzählung (oder wie Sie es sonst nennen wollen) „Begegnung“ in der FAZ gelesen. Ich sende sie Ihnen zu sowie noch einige andere Sachen, von denen ich annehme, dass ich Sie Ihnen nicht gab. Ich hoffe, Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen und Sie können sich ganz Ihrer Arbeit widmen, und auch hoffe ich, dass ich Sie nicht allzu sehr mit meinen Angelegenheiten störe. Einen herzlichen Gruss an Sie, Ihre